

In Goethes hundertstem Todestag

Vor einiger Zeit trat die Zeitschrift „Die literarische Welt“ an eine Reihe namhafter Dichter, Schriftsteller und Gelehrter mit der Frage heran, ob das Goethejahr 1932 besonders gefeiert werden sollte. Die Antworten zeigten ein interessantes Für und Wider. Jakob Wassermann z. B. hob den scharfen Gegensatz zwischen Zeit- und Goethegeist hervor und meinte dann: „Was sich geziemt, ist Schweigen. Es sollte, von einem Döllerbund-Kunstwart etwa, eine Notverordnung ausgehen, die Schweigen befiehlt.“ Ganz anders äußerte sich Thomas Mann: „Die Welt schickt sich an, das Fest zu begehen. Und Deutschland soll sich in düster-vieldeutiges Schweigen hüllen? Es geht nicht. Es ist nicht tunlich. Wir würden unsere Ungeheuerlichkeit auf die Spitze treiben. So gut und schlecht es gehen möge, müssen wir uns schließlich als gesittete Menschen benehmen. Genug, ich bin gegen das Schweigen.“

Für uns, die wir in Goethe nicht nur den „Dichter der Deutschen“, — wie ihn Schopenhauer einmal nennt —, sondern auch den hervorragendsten dichterischen Vertreter des fränkischen Volkstums verehren, ist die Widmung eines Gedenkblattes eine wohl unbestrittene Pflicht.

Unwillkürlich erhebt sich die Frage, ob in Goethes Werken Franken eine besondere Rolle spielt, ob in der menschlich-dichterischen Art Goethes Züge zutage treten, die man, wenn auch nicht ausschließlich, so doch vornehmlich als fränkisch bezeichnen kann.

Wer in Goethes Werken nach dem Namen „Franken“ sucht, wird lediglich im „Götze von Berlichingen“ auf seine Rechnung kommen. Gleich der 1. Akt versetzt uns nach „Schwarzenberg in Franken“, wiederholt führt es auch nach Bamberg und in den Spessart. Besonders zu beachten ist die Szene, in der sich, unmittelbar nach der Verlobung Marias mit Weislingen, diese beiden und Götze über die Lage von Weislingens Burg unterhalten:

Maria. Mein Bruder ist in voller Freude.

Weislingen. Und doch darf ich ihm den Rang streitig machen.

Götze. Du wirst anmutig wohnen.

Maria. Franken ist ein gesegnetes Land.

Weislingen. Und ich darf wohl sagen, mein Schloß liegt in der gesegnetsten und anmutigsten Gegend.

Götze. Das dürft ihr, und ich will's behaupten. Hier fließt der Rain, und allmählich hebt sich der Berg an, der, mit Ädern und Weinbergen besäet, von eurem Schloß gekrönt wird, dann biegt sich der Fluß schnell um die Ecke hinter dem Felsen eures Schlosses hin. Die Fenster des großen Saals gehen steil herab auf's Wasser, eine Aussicht viel Stunden weit.“

Wer hört es nicht aus diesen Worten heraus, daß die fränkische Landschaft Goethe vertraut und lieb gewesen ist? Ein verwandter Klang spricht auch aus zwei Briefen, die Goethe im Oktober 1808 an seine Gattin Christiane schreibt, die damals zur Ordnung des Nachlasses von Goethes Rutter nach Frankfurt gereist war: „Gehe über Würzburg und Bamberg

nach Hause, damit Du ein wenig Welt siehst; ich will Dir schreiben, wen Du an gedachten Orten besuchen mußt . . ." Und wenige Tage später lesen wir: „Wenn Du gut Wetter hast, wird Dir diese Tour viele Freude machen.“

Als fränkische Jüge Goethes hat man die lebhafteste Beweglichkeit seines Wesens, seine Freude an anregendem Gespräch und munterer Geselligkeit, ferner seine in der großen Mannigfaltigkeit der Interessen und des Schaffens sich widerspiegelnde leichte Auffassungsgabe hervorgehoben. Fränkisch ist es vielleicht auch, daß der eigentlich dramatische Zug in Goethes Art weniger stark entwickelt ist, viel weniger als z. B. bei Kleist oder Schiller.

Trotz dieser fränkischen Jüge aber werden wir uns hüten Goethe einen fränkischen Dichter zu nennen, er ist auch für uns der Dichter der Deutschen. Der ganzen Bedeutung dieses Wortes, d. h. dessen, was es uns gibt und was es von uns fordert, wollen wir uns an seinem 100. Todestage neu bewußt werden. Die schönste und beste Feier des Goethetages und des Goethejahres wird es sein, wenn wir wirklich Einkehr bei Goethe halten. Um dazu anzuregen sei zum Schluß auf zwei herrliche Wege hingewiesen, die noch lange nicht genug bekannt sind. Ich meine erstens den Weg über Goethes Gespräche, die so reich an Gedanken, an interessanten Gegenständen, an aufhellenden Worten über Goethe selbst sind, daß jeder sich dadurch gefesselt fühlt; der zweite Weg führt über Goethes Spruchweisheit, wie sie z. B. die Sprüche in Reimen oder die Sprüche in Prosa poetenschön vor uns ausbreiten. Wenn wir uns hier eingelesen haben, dann werden wir Goethe, den ganzen Goethe, aufs neue lieb gewinnen, dann wird er uns zum Freunde werden, mit dem wir reden und sinnen, dann werden wir erkennen, daß Goethe recht hat mit seinem Wort: „Selbst im Augenblick des höchsten Glückes und der höchsten Not bedürfen wir des Künstlers.“

Kleine Auswahl aus Goethes Gesprächen

I. Erdmann.

27. I. 1824. . . „Man hat mich immer als einen vom Glück besonders Begünstigten gepriesen; auch will ich mich nicht beklagen und den Gang meines Lebens nicht schelten. Allein im Grunde ist es nichts als Mühe und Arbeit gewesen, und ich kann wohl sagen, daß ich in meinen fünf- undsiebzig Jahren keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt. Es war das ewige Wälzen eines Steins, der immer von neuem gehoben sein wollte. Keine ‚Annalen‘ werden es deutlich machen, was hiermit gesagt ist. Der Ansprüche an meine Tätigkeit, sowohl von außen als innen, waren zu viele.“

„Mein eigentliches Glück war mein poetisches Sinnen und Schaffen. Allein wie sehr war dieses durch meine äußere Stellung gestört, beschränkt und gehindert! Hätte ich mich mehr vom öffentlichen und geschäftlichen Wirken und Treiben zurückhalten und mehr in der Einsamkeit leben können, ich wäre glücklicher gewesen und würde als Dichter weit mehr gemacht haben.“ . . .

2. 5. 1824. . . . „Wenn einer fünfundsiebzig Jahre alt ist“, fuhr er darauf mit großer Heiterkeit fort, „kann es nicht fehlen, daß er mitunter an den Tod denke. Mich läßt dieser Gedanke in völliger Ruhe, denn ich habe die feste Überzeugung, daß unser Geist ein Wesen ist ganz unzerstörbarer Natur, es ist ein fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit, es ist der Sonne ähnlich, die bloß unsern irdischen Augen unterzugehen scheint, die aber eigentlich nie untergeht, sondern unaufhörlich fortleuchtet.“ . . .

5. 7. 1827. . . . „Da ich in Jahrtausenden lebe“, sagte er, „so kommt es mir immer wunderbarlich vor, wenn ich von Statuen und Monumenten höre. Ich kann nicht an eine Bildsäule denken, die einem verdienten Manne gesetzt wird, ohne sie im Geiste schon von künftigen Kriegern umgeworfen und zerschlagen zu sehen. Coudrays Eisenstübe um das Wielandsche Grab sehe ich schon als Hufeisen unter den Pferdefüßen einer künftigen Kavallerie blinken, und ich kann noch dazu sagen, daß ich bereits einen ähnlichen Fall in Frankfurt erlebt habe. Das Wielandsche Grab liegt überdies viel zu nahe an der Elm; der Fluß braucht in seiner raschen Biegung kaum einhundert Jahre am Ufer fortzugehen, und er wird die Toten erreicht haben.“

Wir scherzten mit gutem Humor über die entsefliche Unbeständigkeit der irdischen Dinge . . .

„Unsere deutschen Aesthetiker“, sagte Goethe, „reden zwar viel von poetischen und unpoetischen Gegenständen, und sie mögen auch in gewisser Hinsicht nicht ganz unrecht haben; allein im Grunde bleibt kein realer Gegenstand unpoetisch, sobald der Dichter ihn gehörig zu gebrauchen weiß.“ . . .

11. 10. 1828. . . . „Diebes Kind“ (gemeint ist Edermann), sagte er, „ich will Ihnen etwas vertrauen, das Sie sogleich über vieles hinausheifen und das Ihnen lebenslänglich zugute kommen soll. Meine Sachen können nicht populär werden; wer daran denkt und dafür strebt, ist in einem Irrtum. Sie sind nicht für die Masse geschrieben, sondern nur für einzelne Menschen, die etwas Ähnliches wollen und suchen und die in ähnlichen Richtungen begriffen sind.“ . . .

23. 10. 1828. Heute war bei Tische von den Frauen die Rede, und Goethe äußerte sich darüber sehr schön. „Die Frauen“, sagte er, „sind silberne Schalen, in die wir goldene Äpfel legen. Meine Idee von den Frauen ist nicht von den Erscheinungen der Wirklichkeit abstrahiert, sondern sie ist mir angeboren, oder in mir entstanden Gott weiß wie. Meine dargestellten Frauencharaktere sind daher auch alle gut weggekommen, sie sind alle besser, als sie in der Wirklichkeit anzutreffen sind.“

21. 3. 1830. . . . „Die Hauptsache ist, daß man lerne sich selbst zu beherrschen. Wollte ich mich ungehindert gehen lassen, so läge es wohl in mir, mich selbst und meine Umgebung zugrunde zu richten.“ . . .

13. 2. 1831. . . . „Allerdings“, sagte Goethe, „ist in der Kunst und Poesie die Persönlichkeit alles; allein doch hat es unter den Kritikern und Kunstrichtern der neuesten Zeit schwache Personagen gegeben, die dieses nicht zugestehen und die eine große Persönlichkeit bei einem Werke der Poesie oder Kunst nur als eine Art von geringer Zugabe wollten betrachtet wissen.“

„Aber freilich, um eine große Persönlichkeit zu empfinden und zu ehren, muß man auch wiederum selber etwas sein. Alle, die dem Euripides

das Erhabene abgesprochen, waren arme Geringe und einer solchen Erhebung nicht fähig; oder sie waren unverschämte Charlatane, die durch Unmaßlichkeit in den Augen einer schwachen Welt mehr aus sich machen wollten und auch wirklich machten, als sie waren.“

8. 3. 1831. . . „Liebes Kind“, sagte Goethe, „was wissen wir denn von der Idee des Göttlichen, und was wollen denn unsere engen Begriffe vom höchsten Wesen sagen! Wollte ich es, gleich einem Türken, mit hundert Namen nennen, so würde ich doch noch zu kurz kommen und im Vergleich so grenzenloser Eigenschaften noch nichts gesagt haben.“

25. 3. 1831. Goethe zeigte mir einen eleganten grünen Lehnstuhl, den er dieser Tage in einer Auktion sich hatte kaufen lassen.

„Ich werde ihn jedoch wenig oder gar nicht gebrauchen“, sagte er, „denn alle Arten von Bequemlichkeit sind eigentlich ganz gegen meine Natur. Sie sehen in meinem Zimmer kein Sofa; ich sitze immer in meinem alten hölzernen Stuhl und habe erst seit einigen Wochen eine Art von Lehne für den Kopf anfügen lassen. Eine Umgebung von bequemen, geschmackvollen Möbeln hebt mein Denken auf und versetzt mich in einen behaglichen passiven Zustand. Ausgenommen, daß man von Jugend auf daran gewöhnt sei, sind prächtige Zimmer und elegantes Hausgeräthe etwas für Leute, die keine Gedanken haben und haben mögen.“

26. 9. 1827. . . „Ich will nun just eben nicht damit prahlen, aber es war so und lag tief in meiner Natur: ich hatte vor der bloßen Fürsichtigkeit als solcher, wenn nicht zugleich eine tüchtige Menschennatur und ein tüchtiger Menschenwert dahintersteckte, nie viel Respekt. Ja es war mir selber so wohl in meiner Haut und ich fühlte mich selber so vornehm, daß, wenn man mich zum Fürsten gemacht hätte, ich es nicht eben sonderlich merkwürdig gefunden haben würde. Als man mir das Adelsdiplom gab, glaubten viele, wie ich mich dadurch möchte erhoben fühlen. Allein, unter uns, es war mir nichts, gar nichts! Wir Frankfurter Patrizier hielten uns immer dem Adel gleich, und als ich das Diplom in Händen hielt, hatte ich in meinen Gedanken eben nichts weiter als was ich längst besessen.“ . . .

14. 3. 1830. „Man hat Ihnen vorgeworfen“, bemerkte ich (E.) etwas unvorsichtig, „daß Sie in jener großen Zeit (der Befreiungskriege) nicht auch die Waffen ergriffen, oder wenigstens nicht als Dichter eingewirkt haben.“

„Lassen wir das, mein Guter!“ erwiderte Goethe. „Es ist eine absurde Welt, die nicht weiß, was sie will, und die man muß reden und gewähren lassen. Wie hätte ich die Waffen ergreifen können ohne Haß! Und wie hätte ich hassen können ohne Jugend! Hätte jenes Ereignis mich als einen Zwanzigjährigen getroffen, so wäre ich sicher nicht der letzte geblieben; allein es fand mich als einen, der bereits über die ersten Sechzig hinaus war.“

„Auch können wir dem Vaterlande nicht auf gleiche Weise dienen. sondern jeder tut sein Bestes, je nachdem Gott es ihm gegeben. Ich habe es mir ein halbes Jahrhundert lang sauer genug werden lassen. Ich kann sagen, ich habe in den Dingen, die die Natur mir zum Tagewerk bestimmt, mit Tag und Nacht keine Ruhe gelassen und mir keine Erholung gegönnt, sondern immer gestrebt und geforscht und getan, so gut und so viel ich konnte. Wenn jeder von sich dasselbe sagen kann, so wird es um alle gut sehen.“ . . .

II. Riemer.

November 1806. „Die guten Vorsätze im Menschen, die Grundsätze, die immer wieder von der Natur überwältigt werden, sind wie die Reinigung, Scheuung und Schmückung an Sonn-, Fest- und Ehrentagen. Man wird zwar immer wieder schmutzig, aber es ist doch gut, daß man durch solche partielle Reinigung die Reinlichkeit überhaupt nicht unmöglich macht.“

24. 7. 1807. ... „Einseitige Bildung ist keine Bildung. Man muß zwar von einem Punkte aus-, aber nach mehreren Seiten hingehen. Es mag gleichviel sein, ob man seine Bildung von der mathematischen oder philologischen oder künstlerischen Seite her hat, wenn man sie nur hat; sie kann aber in diesen Wissenschaften allein nicht bestehen ...

18. 8. 1807. „Der Philister negiert nicht nur andere Zustände, als der seinige ist, er will auch, daß alle übrigen Menschen auf seine Weise existieren sollen. Er geht zu Fuß und ist sein Leben lang zu Fuß gegangen. Nun sieht er jemand in einem Wagen fahren. „Was das für eine Raretheit ist, ruft er aus, zu fahren, sich dahin schleppen zu lassen von Pferden! Hat der Kerl nicht Beine! wozu sind denn die Beine anders als zum Gehen? Wenn wir fahren sollten, würde uns Gott keine Beine gegeben haben! — Was ist es denn aber auch weiter! Wenn ich mich auf einen Stuhl setze und Räder unten anbringe und Pferde vorspanne, so kann ich auch fahren so gut wie jener. Das ist keine Kunst!“

„Man wird in philisterhaften Auserungen immer finden, daß der Kerl immer zugleich seinen eigenen Zustand ausspricht, indem er den fremden negiert, und daß er also den seinigen als allgemein sein sollend verlangt. Es ist der blindeste Egoismus, der von sich selbst nichts weiß, und nicht weiß, daß der der andern ebensoviel Recht hätte, den seinigen auszuschießen, als der seinige hat, den der andern.“

27. 6. 1810. „Man hört so oft über weitverbreitete Immoralität in unserer Zeit klagen, und doch wüßte ich nicht, daß irgendeiner, der Lust hätte, moralisch zu sein, verhindern würde, es nur um so mehr und mit desto mehr Ehre zu sein.“

25. 1. 1813. „Es ist unglaublich, was die Deutschen sich durch das Journal- und Tagesblattverzetteln für Schaden thun: denn das Gute, was dadurch gefördert wird, muß gleich vom Mittelmäßigen und Schlechten verschlungen werden. Das edelste Ganggestein, das, wenn es vom Gebirge sich abblößt, gleich in Bächen und Flüssen fortgeschwemmt wird, muß wie das schlechteste abgerundet und zuletzt unter Sand und Schutt vergraben werden.“

III. Müller.

29. 4. 1818. ... Er, dem über die heiligsten und wichtigsten Anliegen der Menschheit so selten ein entschiedenes Wort abzugewinnen ist, sprach diesmal über Religion ... mit einer Klarheit und Wärme, wie wir sie noch nie an ihm in gleichem Grade gefunden hatten. „Das Vermögen, jedes Sinnliche zu veredeln und auch den totesten Stoff durch Vermählung mit der Idee zu beleben“, sagte er, „ist die schönste Bürgschaft unseres übersinnlichen Ursprungs. Der Mensch, wie sehr ihn auch die Erde anzieht mit ihren tausend und abertausend Erscheinungen, hebt doch den

Blid forschend und sehnend zum Himmel auf, der sich in unermesslichen Räumen über ihm wölbt, weil er es tief und klar in sich fühlt, daß er ein Bürger jenes geistigen Reiches sei, woran wir den Glauben nicht abzulehnen noch aufzugeben vermögen. In dieser Ahnung liegt das Geheimnis des ewigen Fortstrebens nach einem unbekanntem Ziele; es ist gleichsam der Hebel unseres Forschens und Sinnens, das zarte Band zwischen Poesie und Wirklichkeit.“ ...

3. 2. 1823. ... „Was wir in uns nähren, das wächst; das ist ein ewiges Naturgesetz. Es gibt ein Organ des Mißwillens, der Unzufriedenheit in uns, wie es eines der Opposition, der Zweifelsucht gibt. Je mehr wir ihm Nahrung zuführen, es üben, je mächtiger wird es, bis es sich zuletzt aus einem Organ in ein krankhaftes Geschwür umwandelt und verderblich um sich kriecht, alle guten Säfte aufzehrend und ersäugend. Dann setzt sich Reue, Vorwurf und andere Absurbität daran, wir werden ungerecht gegen andere und gegen uns selbst. Die Freude am Fremden und eigenen Gelingen und Vollbringen geht verloren, aus Verzweiflung suchen wir zuletzt den Grund alles Übels außer uns, statt es in unserer Verkehrtheit zu finden. Man nehme doch jeden Menschen, jedes Ereignis in seinem eigentlichen Sinne, gehe aus sich heraus, um desto freier wieder bei sich einzulehren.“ Unvergessliche, herrliche Worte, aus tiefster Menschenkenntnis hervorgegangen. ...

26. 1. 1825. ... „Ich muß gestehen, ich wünschte auch nichts mit der ewigen Seligkeit anzufangen, wenn sie mir nicht neue Aufgaben und Schwierigkeiten zu besiegen böte. Aber dafür ist wohl gesorgt, wir dürfen nur die Planeten und Sonnen anblicken, da wird es auch Rüsse genug zu knaden geben.“ ...

7. 4. 1830. ... „Was die Kultur der Natur abgewonnen habe, dürfe man nicht wieder fahren lassen, es um keinen Preis aufgeben. So sei auch der Begriff der Heiligkeit der Ehe eine solche Kulturerzengenschaft des Christentums und von unschätzbarem Wert.“ ... „Vergleichen Kulturbegriffe sind den Völkern nun einmal eingepfist und laufen durch alle Jahrhunderte; überall hat man vor ungetragelten, ehelosen Liebesverhältnissen eine gewisse unbezwingliche Scheu, und das ist recht gut. Man sollte nicht so leicht mit Ehescheidungen vorschreiten. Was liegt daran, ob einige Paare sich prügeln und das Leben verbittern, wenn nur der allgemeine Begriff der Heiligkeit der Ehe aufrecht bleibt. Jene würden doch auch andere Leiden zu empfinden haben, wenn sie diese los wäuten.“ ...

*

Auswahl aus Goethes Sprüchen in Prosa

Alles Gescheite ist schon gedacht worden, man muß nur versuchen es noch einmal zu denken.

An den Werken des Menschen wie in denen der Natur sind eigentlich die Absichten vorzüglich der Aufmerksamkeit wert.

Tief und ernstlich denkende Menschen haben gegen das Publikum einen bösen Stand.

Alles was unsern Geist befreit, ohne uns die Herrschaft über uns selbst zu geben, ist verderblich.

Es ist traurig anzusehen, wie ein außerordentlicher Mensch sich gar oft mit sich selbst, seinen Umständen, seiner Zeit herumwängt, ohne auf einen grünen Zweig zu kommen.

Die Freigebigkeit erwirbt einem jeden Günst, vorzüglich wenn sie von Demut begleitet wird.

Die Menschen kennen einander nicht leicht, selbst mit dem besten Willen und Vorsatz, nun tritt noch der böse Wille hinzu, der alles entstellt.

Der Irrthum ist recht gut, solange wir jung sind, man muß ihn nur nicht mit ins Alter schleppen.

Was man nicht versteht, besitzt man nicht.

Alle Gegner einer geistreichen Sache schlagen nur in die Kohlen; diese springen umher und zünden da, wo sie sonst nicht gewirkt hätten.

Man sagt: Eitles Eigenlob stinlet; das mag sein. Was aber fremder und ungerechter Tadel für einen Geruch habe, dafür hat das Substitut keine Nase.

Einen Regenbogen, der eine Viertelstunde steht, sieht man nicht mehr an.

Man darf nur alt werden um milder zu sein; ich sehe keinen Fehler begangen, den ich nicht auch begangen hätte.

Der törichtste von allen Irrthümern ist, wenn junge gute Köpfe glauben ihre Originalität zu verlieren, indem sie das Wahre anerkennen, was von andern schon anerkannt worden.

Gegen die Kritik kann man sich weder schützen noch wehren; man muß ihr zum Troß handeln, und das läßt sie sich nach und nach gefallen.

Die Menge kann tüchtige Menschen nicht entbehren und die Tüchtigen sind ihnen jederzeit zur Last.

Aufrichtig zu sein kann ich versprechen; unparteiisch zu sein aber nicht.

Der Undank ist immer eine Art Schwäche. Ich habe nie gesehen, daß tüchtige Menschen wären undankbar gewesen.

Gescheite Leute sind immer das beste Konversationslexikon.

Eigentlich weiß man nur, wenn man wenig weiß; mit dem Wissen wächst der Zweifel.

Die Irrthümer des Menschen machen ihn eigentlich liebenswürdig.

Wir mögen die Welt kennenlernen wie wir wollen, sie wird immer eine Tag- und eine Nachtseite behalten.

Man muß seine Irrthümer teuer bezahlen, wenn man sie los werden will, und dann hat man noch von Glück zu sagen.

Welche Regierung die beste sei? Diejenige, die uns lehrt uns selbst zu regieren.

Wir lernen die Menschen nicht kennen, wenn sie zu uns kommen; wir müssen zu ihnen gehen, um zu erfahren, wie es mit ihnen steht.

Der Umgang mit Frauen ist das Element guter Sitten.

Gegen große Vorzüge eines andern gibt es kein Rettungsmittel als die Liebe.

Die Schwierigkeiten wachsen, je näher man dem Ziele kommt.

Man mag noch so eingezogen leben, so wird man, ehe man sich's versteht, ein Schuldner oder ein Mißthäter.

Durch nichts bezeichnen die Menschen mehr ihren Charakter als durch das, was sie lächerlich finden.

Man läßt sich seine Mängel vorhalten, man läßt sich strafen, man leidet manches um ihrer willen mit Geduld; aber ungeduldig wird man, wenn man sie ablegen soll.

So wie der Weihrauch das Leben einer Kohle erfrischt, so erfrischt das Gebet die Hoffnungen des Herzens.

Mit den Jahren steigern sich die Prüfungen.

Man wird nie betrogen, man betrügt sich selbst.

Es ist nicht genug zu wissen, man muß auch anwenden; es ist nicht genug zu wollen, man muß auch tun.

Es ist besser das geringste Ding von der Welt zu tun, als eine halbe Stunde für gering halten.

Wer gegen sich selbst und andere wahr ist und bleibt, besitzt die schönste Eigenschaft der größten Talente.

Nicht allein das Angebotene, sondern auch das Erworbene ist der Mensch. Die Sinne tragen nicht, aber das Urtheil trägt.

Wer das erste Knopfloch verfehlt, kommt mit dem Zuthüpfen nicht zu Hande.

Weiß denn der Sperling, wie's dem Storch zu Nute sei?

Denke nur Niemand, daß man auf ihn als den Heiland gewartet habe.

Zuerst belehre man sich selbst, dann wird man Belehrung von andern empfangen.

Einer neuen Wahrheit ist nichts schädlicher als ein alter Irrthum.

Derjenige, der sich mit Einsicht für beschränkt erklärt, ist der Vollkommenheit am nächsten.

Das schönste Glück des denkenden Menschen ist das Erforschliche erforscht zu haben und das Unerforschliche ruhig zu verzehren.

Josef Dorf.

Fränkischer Frühling

Von R. Gebhardt

Frühling überflutet das Raintal.

Weisse Nachmittagswölkchen schweben in der Luft. Leicht und hauchzart breiten sie sich in der Himmelsbläue aus wie weißer Blüthenduft. Sie werfen keine Schatten, nur mit ein paar leisen Farben tönen sie die Helligkeit der müden Stunde etwas ab.

Eine Lerche trillert in den Lüften. In die Sonnenduft trägt sie den Jubel der Erde aus der Ackerfurche empor, wo sie mit ihrem Weibchen ein Nest gebaut hat. Wie mag sich vor ihr in der Höhe die Landschaft ausbreiten? Wohl so ähnlich wie an einer sanften Hügellehne, die sich aus Wiesengründen langsam hebt. Grüne Saatzfelder mischen sich mit braunen Kartoffeläckern und hellgelb lodern den Kapspflanzungen. Wie geometrische Figuren sind diese gelben, grünen und braunen Farbentafeln in die Landschaft gezeichnet: wechselnde Flächenformen von mannigfacher Größe, ansteigend und niederfließend über leichtgewölbten Hügelrücken. Diese bunte Formenfülle, aus der die Sorgfalt und Pflege fleißiger Bauernhände in schön gekämmten Ackerfurchen spricht, hat das Malerauge eines Schießl immer wieder entzückt. Um ein Kartell, eine Linde mit einem